



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vermischte Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und die Dienstzeit abkürzen will, der muß für dieses Land, welches die Zukunft Deutschlands in sich trägt, erstreben:

Zunächst eine Verfassung, die in dem Gemeindeleben, wie in dem der Landschaften und der Staatsregierung dem Einzelnen den Sinn für Geselligkeit und Zucht nach jeder Richtung entwickelt.

Dann eine militärische Ausbildung, welche den Soldaten scharf anfaßt und ihn schon im Frieden mit Allem vertraut macht, was der Krieg in seiner ganzen Gewalt von ihm fordert.

Bermischte Literatur.

Geschichte der Franken unter den Merowingern von Dr. Gustav Bornhak. 1. Theil. Von den ältesten Zeiten bis auf Chlothar des Ersten Tod. Greifswald, C. A. Kochs Verlagshandlung; Th. Kunike. 1863.

Den Eingang des Buches bildet ein Ueberblick des bisher für die frühere Frankengeschichte Geleisteten. Was die französischen Schriftsteller betrifft, so ist die interessante, neuerlich oft besprochene Art, wie sich seit Jahrhunderten die politische Stellung und Ansicht der historischen Forscher in ihrer Auffassung der merovingischen und vormerovingischen Frankengeschichte abspiegelt, auch hier hervorgehoben; was aber soll man sagen, wenn Aug. Thierry nur in einer Anmerkungszeile, als ein Nachtreter Guizots, Fauriel (soviel wir gefunden) gar nicht erwähnt, und Guizot selbst unter Anderm zur Rede gesetzt wird, weil er beim Anblick der immerwährenden Kämpfe der Germanen nicht gemerkt, daß die Germanen, aus einer Menge kleinerer Stämme bestehend, in diesen Kämpfen „mit aller Macht der ihnen innewohnenden Kraft“ nach einer Einheit gerungen, durch welche sie „ihre Macht und Selbständigkeit bethätigen konnten“ (S. 37). Weit kürzer und noch oberflächlicher sind die deutschen Forscher behandelt (die neuern — abgesehen von Eichhorn, Savigny und Jac. Grimm, die schon vorher Erwähnung gefunden — in folgender Auswahl und Reihenfolge: Mannert, Friedrich Roth und Paul Roth, Perz — wegen seines

Schriftchens über die Hausmaier — Löbell, Waiz). Darauf folgt ein Abschnitt über das gallische Land und seine Bewohner unter römischer Herrschaft — zuerst eine Zusammenstellung der gewöhnlichen Notizen über die Gallier, ihre Herkunft, Tracht, Götterlehre etc., dann eine Erzählung ihrer Unterwerfung durch die Römer, von der man gar nicht abseht, was sie, in solcher Ausführlichkeit, in einer Merovingergeschichte soll; was nachher von dem Zustande Galliens unter der Kaiserherrschaft, der Verwaltungsorganisation etc. gesagt ist, würde schon eher am Platze sein, wenn nur weiterhin, wo die Rede auf das merovingische Reich selbst kommt, die Bedeutung jener Dinge für dieses Reich irgendeine wirkliche Erörterung fände. Ausgehend von der gewöhnlichen Ansicht, daß das fränkische Volk entstanden sei aus einem Bunde von Völkern, dessen Mittelpunkt die Sigambren gebildet, berichtet nun der Verfasser die Kämpfe Cäsars und anderer römischer Feldherrn gegen diese Sigambren und mehre in Zusammenhang mit ihnen erscheinende Völkern, bis endlich (S. 137) ziemlich plötzlich der fränkische Name hervortritt. Ueber die entscheidenden Fragen geht der Verfasser ohne allzuviel eigene Untersuchung hinweg; daß die Sachsen zur Zeit des Marcomannenkrieges (aus dem Holsteinischen) über die Elbe setzten und die kleineren Völkern jenseits derselben nöthigten, bei dem mächtigen Stamme der Sigambren Schutz zu suchen, dafür genügt im Wesentlichen ein Citat aus Leos Universalgeschichte. In ermüdender Breite, meist ganz äußerlich, sind darauf die Kämpfe der Franken und Römer im vierten und fünften Jahrhundert berichtet; wo der Versuch gemacht wird, Kritik zu üben oder auf innere Volkszustände einzugehen, ist der Erfolg selten glücklich. Marcomer und Sumo, so vermuthet der Verfasser (S. 172, 182), hätten ihre Herrschaft verloren, als sie das salische Gesetz einführen wollten. S. 186 zeigt sich der Verfasser geneigt den Merowech als eine historische Person zu nehmen, nennt ihn aber S. 187 als den Stammvater der fränkischen, aus der Meruwe hervorgegangenen Königsfamilie, während doch die Herleitung der merovingischen Franken aus der Meruwe auf einer Erklärung des merovingischen Namens beruht, die keinen historischen Merowech anerkennen will. Von den Ansichten des Verfassers über die politische Entwicklung der Merowingerzeit sind schon manche der S. 107 vorausgeschickte Worte („die Macht des Königthums ward näher bestimmt, die Magistraturen gewannen festere Formen, indem der Kampf alles abstreifte, was mit den gleichberechtigten Factoren im Conflict gerathen war, da höchstens nur der obersten Gewalt eine Ausdehnung nachgesehen wurde“) eigenthümliche Erwartungen zu erregen geeignet. . . . Von da an, wo Gregor von Tours Frankengeschichte reichhaltiger wird, bietet das Buch in breitem Strome wesentlich das von diesem und den Byzantinern Berichtete, mitunter kritische Betrachtungen oder politische Reflexionen einstreugend, wie, beispielsweise, S. 198, 323. Ueber die Mischungen und Gegensätze der romanischen und germanischen Nationalität auf gallischem Boden wird Vieles gesagt; zu wirklicher Klarheit über diese Verhältnisse zu kommen, wird man aber durch einige Seiten eines thierischen Werkes besser in Stand gesetzt werden. Den Schluß des Bandes bildet ein Abschnitt über den Culturzustand Galliens in der behandelten Periode. Es ist darin hauptsächlich von der Entwicklung der Sprache (der ersten Ansätze des

Französischen) und von kirchlichen Angelegenheiten die Rede. Daß der Verfasser sich auf den ersteren Punkt näher einläßt, ist dankenswerth; warum er aber für Worte wie *mallus*, *raginburgi*, *sacibaro* u. s. w. an den von Mone und Leo gegebenen keltischen Herleitungen festhält und die Ableitungen Grimms und Müllenhoffs aus deutschen Wurzeln bei Seite läßt, verstehen wir um so weniger, da er doch sonst auf Wahrung des deutschen Gesichtspunktes sehr bedacht ist. Nimmt man zu alledem noch den Stil des Verfassers — (S. 198 heißt es: „Nicht ist zu läugnen, daß sich diese praktische Idee bei Chlodowich mit dem Ideale von einem großen, ausgebreiteten, fränkischen Reiche mischte, und dies war der zweite Grund, der ihn veranlaßte, gegen den Syagrius und sodann gegen die übrigen gallisches Land besitzenden Fürsten loszubrechen. Daß die natürliche Beschaffenheit Galliens zur Ausführung dieses Planes eine weit geeignetere sei, als das getheilte Land der Westgothen zur Behauptung ihrer Herrschaft zwischen beiden Seiten der Pyrenäen sich später erwies, sah Chlodowich wohl ein. Das gallische Land, von der Natur durch natürliche Grenzen von den übrigen Ländern geschieden u. s. w.) — so erkennt man, daß dem Verfasser nach verschiedenen Beziehungen für Abfassung des 2. Theiles eine andere Ausrüstung zu wünschen ist, als er sie in diesem ersten gezeigt hat.

Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Dritter Band, Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1864.

Das erste Capitel des neuen Bandes dieser ebenso ergötzlichen als für die Geschichte der letzten Jahrzehnte vor 1848 lehrreichen Selbstbiographie ist ein Seitenstück zu Fritz Reuters „Festungstid“. Es erzählt die Erlebnisse des Verfassers während seiner Einkerkelung in der Hausvogtei und später auf der Festung Colberg. Ein ferneres berichtet über das Jahr der Freilassung, namentlich über Ruges Aufenthalt in Jena, wo er vorzüglich mit Luden, Reinhold Schmid und Götting verkehrte, und von wo er mehrere hübsche Anekdoten, unter andern auch von Goethe mittheilt. Eine der letzteren sei hier nacherzählt. Der Improvisator Wolff, der Goethe regelmäßig den Hof machte, besuchte ihn einmal am 27. August. Er findet den Olympier mit verdrießlicher Miene im Zimmer auf und abgehend. Von Zeit zu Zeit trinkt er ein Glas Wein aus einer Flasche, die im Fenster steht. Wolff, als guter Höfling ziemlich vertraut mit ihm, nimmt sich die Freiheit zu bemerken: Excellenz seien ungehalten, was wohl die Schuld trage. Goethe erwidert: „Ich hab's wohl Ursach; es ist nun schon elf Uhr, und noch hat sich keine Seele sehen lassen, mir Glück zu wünschen.“ — Wolff: „Da irren Ew. Excellenz doch wohl. Es ist ja heute der Siebenundzwanzigste und Ihr Geburtstag erst morgen.“ — „Wie,“ ruft Goethe aus, „sollte ich mich da denn umsonst betrunken haben?“ — Das letzte Capitel führt uns zunächst nach Halle, wo Ruge an Niemeyer einen Freund hatte und an Echtermeyer einen neuen gewann, der später sein Mitkämpfer für die neuen Ideen wurde, welche die „Hallischen Jahrbücher“ verfochten, und wo er sich in Louise Düffer eine treffliche Gattin erwarb. Dann begleiten wir das junge Paar auf einer Reise durch Süddeutschland und Italien und zurück nach Wien. Auch in diesem Bande sprudelt aller Orten — die Seiten über die italienische Reise aus-

genommen, die merkwürdig trocken und langweilig sind — der liebenswürdige Humor, für den wir dem Verfasser gern alle die Wunderlichkeiten vergeben, die er, auf Politik zu sprechen kommend, in Fülle zu Tage fördert. Ruge nennt sich einen „Ungebrochnen“; richtiger ist, ihn als unverbesserlich zu bezeichnen, unverbesserlich, weil ihm aller Sinn für die Wirklichkeit abgeht, weil er sich nur in dem metaphysischen Reich des Gedankens, in dem Wolkenkuckucksheim seines Leibdichters Aristophanes, wohl fühlt. Der reale Staat, die reale Wissenschaft, die Wunder der Kunst und der Natur sogar, die uns Italien bietet, lassen ihn gleichgültig. Geschichte, Volkswirtschaft, Naturwissenschaft lehren ihn nichts, wenn die Thatsachen, die sie ihm entgegenhalten, gegen den „Begriff“ verstoßen. Er haßt geradezu die Wirklichkeit, und nicht die oder jene Staatsform, die oder jene Religion sind ihm zuwider, sondern Staat und Kirche selbst stoßen ihn als „irdische und überirdische Phantasien der Asiaten“ ab, und „die volle Herrenlosigkeit, das ohne Staat und Kirche sich selbst regierende Volk“ ist das Ideal, dem er nachstrebt und dem jeder Andere nachzustreben hat, wenn er von ihm nicht für einen Tropf gehalten werden will. Ruge ist Burschenschaftler gewesen und er ist im Grunde noch heute. Er nimmt nichts von dem zurück, was er damals, als er den Namen „Jüngling“ führte, geredet und getrieben hat. Er ist fest überzeugt, daß die guten Jungen, die sich damals zur Anfertigung des wahren Staats verschworen, Recht gehabt haben, und daß die Zukunft seine Ideale verwirklichen wird. Er betrachtet sich als einen Reformator der Welt, dem es nur jetzt noch nicht gelungen, die Blinden sehend zu machen und die Mohren weiß zu waschen. Er erkennt die Thatsache nicht an, daß Mohren das Recht besitzen, schwarz zu sein.

Das würde sich, aus dem Ganzen herausgeschält, sehr unerfreulich ausnehmen, aber gerade diese Eigenschaft macht ihn einerseits im eminenten Sinne offenherzig und wahrhaft über sich selbst, andererseits zum Humoristen. In der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß er immer Recht hat, immer Recht gehabt hat, unterscheidet er sich wesentlich von den meisten andern Autobiographen. Zunächst durch seine vollkommene Naivetät. Nie fällt ihm ein, sich schöner zu machen, als er gewesen; denn er weiß, daß er nicht schöner sein konnte. Nie verschweigt er, was Andere als gegen den Anstand verstoßend verhüllen; denn er empfindet nicht, daß es damit nicht richtig stand, er denkt und fühlt eben noch heute als Sechziger, wie er als Zwanzigjähriger dachte. Eine solche Stabilität hat ihre zwei Seiten: sie erscheint uns als Verstocktheit und erfüllt uns dann wieder als treues Hangen an Idealen der Jugend mit Rührung. Zuletzt aber lachen wir über sie, selbst wenn der Verfasser uns erzählt, daß er sich einmal alles Ernstes überlegt habe, ob es zweckentsprechend, ein gegebenes Ehrenwort zu halten. Wir lachen um so herzlicher, als wir allmählig entdecken, daß dieser Weltstürmer, dieser feurige Idealist, der mit seinen reformatorischen Plänen noch ein gutes Stück über Karl Moors Ansichten von Weltverbesserung hinausgeht, eigentlich ein ehrlicher Pedant ist. Daß er dies nicht weiß, daß er deshalb sich unausgesetzt selbst ironisirt, ist sein Humor, soweit er eine Selbstbiographie schreibt. Daneben versteht er eine Unzahl lustiger Geschichten von Andern zu erzählen, immer

aber wirkt er am meisten auf unsre Lachnerben, wenn er die eignen Thorheiten als Weisheit vorträgt. Wir werden dann inne, daß dieser philosophische Eulenspiegel wie Saul über alles Volk um eine Kopflänge über die ganze Welt kleiner Thoren hervorragt, die ihn umgibt und über die er sich lustig macht. In der jetzigen Welt steht er wohl einsam da, der ewige Burschenschafter mit seinen ewig grünen Phantasten. Die „Freiheit, die ich meine“ ist nicht unsre Freiheit. Wir arbeiten nicht für das Wolkenkuckucksheim, welches den jungen Herren der zwanziger Jahre als politisches Ideal vorschwebte, nicht für die abstracte Freiheit, sondern für klare erreichbare Ziele, für den freien deutschen Staat, der nicht für ein Volk von Denkern und Poeten, sondern für Menschen, wie sie in Wirklichkeit sind, zu schaffen sein wird.

Möge es Ruge vergönnt sein, uns recht bald einen neuen Band zu liefern. Sein Buch verdient von Allen gelesen zu werden, und wir dürfen hoffen, daß es von Vielen mit dem Genusse gelesen werden wird, welchen uns seine Lectüre verschaffte.

Druckfehler.

In dem ersten Artikel des Heftes 19. werden auf Wunsch des Verfassers folgende Druckfehler in den daselbst vorkommenden Namen angezeigt: Seite 209, Zeile 2 von oben ist statt Harcho zu lesen: Harche. — Seite 212, Zeile 8 von unten statt Keensteig zu lesen: Kennsteig. Seite 213, Zeile 14 von unten ist zu lesen: Inselfsberg und Donnershaug. — Ebendasselbst, Zeile 9 von unten ist zu lesen: Turiberg (Berg des Turi). — Seite 214, Zeile 3 von unten ist zu lesen: mythischen. — Seite 218, Zeile 3 von unten ist zu lesen: August Meixen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. A. Herbig. — Druck von C. C. Albert in Leipzig.